



Sabine Kuegler: Dschungelkind

Ein anderes Leben

So gewöhnten wir uns langsam an unser neues Leben, oder besser gesagt, an das tägliche Überleben. An ein Dasein im Urwald, das sich grundlegend von dem Leben in Europa unterscheidet. Heute weiß ich, dass es vollkommen unterschiedliche Welten sind, zwei Planeten, mehr noch, zwei verschiedene Galaxien.

Natürlich leben hier wie dort Menschen, die essen, trinken und schlafen müssen. Wir alle sehen, riechen, fühlen, schmecken, lieben und hassen, zeugen Kinder und sterben. Doch da, so scheint mir, enden die Gemeinsamkeiten. Hoffentlich gelingt es mir im Laufe meines Buches, meine persönliche Erfahrung dieser Welten auch für den Leser fühlbar zu machen – indem ich erzähle, was mich geprägt hat. Vielleicht aber gelingt es mir schon jetzt, den Sinn dafür zu schärfen und das für mich Wesentliche beider Welten auf den Punkt zu bringen.

Das Leben hier ist für mich wie ein Tornado, es kommt und saugt mich auf, nimmt mich mit, wirbelt mich voller Hast und Hektik herum, bis ich den Eindruck habe: Die Zeit dreht sich schneller, als ich selbst mich drehen kann.

Die großen Menschenmengen, die ständig um mich herum sind und denen ich nicht entfliehen kann. Lärm von der Straße oder von einer Baustelle, die sich direkt vor meinem Fenster befindet. Streit mit der Familie um Geld, Untreue, Lieblosigkeit. Streit mit den Nachbarn – um Nichtigkeiten. Keine Zeit, vor allem das: niemals genug Zeit.

Mir ist bewusst, dass meine Urteile vielleicht zu pauschal und nicht unbedingt neu sind, aber immer mehr bekam ich das Gefühl: Die Menschen in unserer westlichen Welt leben im Großen und Ganzen nur für sich selbst, für ihr eigenes Wohlbefinden – und können es doch nicht erlangen. Heute kann ich mich hiervon natürlich nicht mehr ausnehmen. Man geht morgens zur Arbeit, kommt abends müde nach Hause. Am Ende des Monats zahlt man alle Rechnungen und legt das Wenige, das übrig bleibt, auf ein Sparkonto. Vom Ersparten leistet man sich einen Urlaub, um der Hektik des alltäglichen Lebens wieder von neuem gewachsen zu sein, und immer so fort.

Um aus dem Einerlei auszubrechen, streben wir nach Luxus. Wir stürzen uns in Schulden, um ein dickeres Auto zu kaufen, ein größeres Haus oder neue Designerklamotten, die wir in Zeitschriften oder Schaufenstern gesehen haben. Dann hat man schließlich ein neues Auto, vielleicht auch etwas Geld auf dem Konto, aber trotzdem bleibt die Unzufriedenheit, und man fängt wieder von vorne an. Ein Teufelskreis, aus dem auch ich mittlerweile keinen Ausweg mehr finde.

Ich will unsere so genannte »Wohlstandsgesellschaft« nicht in Bausch und Bogen verurteilen, aber ich habe für mich das Gefühl, irgendetwas stimmt hier nicht mit mir, irgendetwas fehlt. Und schaue ich mich in meinem Umfeld um, dann sehe ich, dass es den anderen auch nicht besser geht.

Natürlich haben wir hier sehr viele Annehmlichkeiten, die auch mich über die Jahre zu einer verwöhnten Person gemacht haben: Immer fließend warmes Wasser, Supermärkte, wo ich alles, was ich begehre, kaufen kann. Elektrizität, Telefon, Fernsehen, Internet, E-Mail und vieles mehr – nicht zu vergessen die medizinische Versorgung.

Und doch liege ich abends oft im Bett und sehne mich nach

meinem Dschungel, sehne mich nach der Stille und dem Frieden. Ich sehne mich danach, barfuß zu laufen, keine Schminke zu tragen, keine Termine wahrnehmen zu müssen, bei denen ich rechtzeitig erscheinen muss. Morgens wach zu werden und die süße Luft des Urwalds einzuatmen. Eine Sonne zu fühlen, die immer am Himmel strahlt, Bäume zu sehen, die immer grün bleiben, und wunderschöne weiße Wolken, die langsam über den unendlichen blauen Himmel schweben.

Plötzlich eine Stimme, Radio Hamburg, die mich aus meinen Träumen reißt. Sechs Uhr früh, ich krieche die Treppen hinunter in die Küche, schalte die Kaffeemaschine ein, und zum hundersten Mal denke ich, dass ich mir, wenn ich mehr Geld habe, unbedingt eine automatische Kaffeemaschine anschaffen muss. Eine, die man vorprogrammieren kann, damit der Kaffee schon fertig ist, wenn ich aufstehe. So viel zum Verwöhntsein. Als wäre das lebensnotwendig.

Ich steige die Treppen wieder hinauf, gehe unter die Dusche, ziehe mich an und wecke die Kinder, um sie für den Kindergarten fertig zu machen. Wir müssen uns wie immer beeilen, der Bus kommt gleich. Schnell die Tasche packen, Schuhe anziehen, und schon klingelt es. Uff!

Danach kehrt ein wenig Ruhe ein, alle sind aus dem Haus, der neue Tag hat begonnen. Ich gehe nach unten in mein Arbeitszimmer und setze mich an den Computer. Checke meine E-Mails und lese die Nachrichten: wieder mal Unruhen im Nahen Osten, Probleme in der Politik, und ganz unten auf der Seite die Traumfrau des Tages. Ich zünde eine Zigarette an, atme tief ein und spüre, wie das Nikotin in meinen Körper dringt. Schuldbewusst denke ich an die Nikotinpflaster, die schon seit einer Ewigkeit am gleichen Platz liegen, ungeöffnet. Ich hasse es, dass ich rauche.

Ich renne von einem Termin zum nächsten, von einem Verkehrsstau zum anderen – und frage mich zunehmend: Was mache ich eigentlich hier?

Später sitze ich wieder in meinem Arbeitszimmer, mein Blick streift Pfeil und Bogen in der Ecke. Ich stehe auf und gehe hinüber, lasse meine Hand über das geschnitzte Holz gleiten, das sich so herrlich glatt anfühlt. Die Pfeile stehen hoch und stolz neben dem Bogen. Ihre Spitzen sind kunstvoll gefertigt, eine größere zum Jagen von Schweinen und Straußenvögeln, eine andere für kleine Tiere und Vögel. Wunderschön verziert ist alles, der Erbauer hat seine unverwechselbaren Zeichen liebevoll in das Holz graviert, um sich in dem Gerät zu verewigen.

Ein sehnsuchtsvoller Schmerz überkommt mich, doch als ich aufschaue, sehe ich nur das Flimmern des Computerbildschirms, der mir zuruft: weiterschreiben, arbeiten! Ich setze mich wieder auf meinen roten Stuhl.

Ja, das Leben im Dschungel ist anders als hier. Ich will nicht sagen, dass ich in einer besseren Welt aufgewachsen bin, wohl aber in einer vollkommen anderen. Und für mich persönlich ist sie rückblickend viel schöner. Idealisier ich meine Kindheit? Wir Kinder waren glücklich, waren frei, lernten, auf andere Art zu denken – und ich glaube, genau dies ist der entscheidende Punkt.

Ich wurde vor kurzem einmal gefragt, ob es nicht unverantwortlich von meinen Eltern gewesen sei, uns Kinder den Gefahren des Dschungels auszuliefern. Ich war so verblüfft, dass ich zunächst gar nicht wusste, was ich antworten sollte. Unverantwortlich? Von welchen Gefahren war hier die Rede? Die Gefahren liegen nicht im Urwald, schoss es mir unmittelbar durch den Kopf, sie liegen doch hier, ich könnte morgen von einem Auto überfahren werden oder bei einem

Unfall sterben. Mein Kind könnte entführt werden oder gar missbraucht und ermordet. Ich könnte meine Arbeit verlieren, mein Haus, mein Auto. Ist das nicht alles gefährlich?

Für mich birgt diese Zivilisation mehr Risiken als das Leben im Dschungel. Man ist so abhängig hier im Westen, abhängig von Umständen wie dem Arbeitsmarkt, vom Einkommen, der richtigen Altersvorsorge, um nur einige zu nennen. Man lebt so selbstverständlich in Zwängen, dass man es meistens für sich selbst gar nicht realisiert.

Im Urwald dagegen ist alles schwarz oder weiß; die vielen Grautöne der so genannten Zivilisation gibt es dort nicht. Im Dschungel ist man Feind oder Freund. Es regnet oder es scheint die Sonne. Freunde und Familie werden mit dem eigenen Leben geschützt und gegen Feinde verteidigt. Alles scheint so viel einfacher, klarer, und man weiß immer, was zu erwarten ist.

In der Fayu-Gesellschaft hat jeder seinen festen Platz, jeder weiß, was er zu tun hat. Meine Familie und meine Stammesmitglieder sind für mich da, so wie ich für sie da bin. Alles wird geteilt: Habe ich zum Beispiel zwei Fischhaken, so gebe ich einen davon ab. Stirbt mein Mann, dann heiratet mich sein Bruder, versorgt mich und meine Kinder, baut ein Haus für mich, geht auf die Jagd für mich. Sterben meine Eltern, werde ich von einem anderen Familienmitglied oder Stammesmitglied aufgenommen und gut behandelt.

Wenn ich ein Stück Fleisch esse, nehme ich nur ein oder zwei Bissen davon und gebe es weiter an den, der neben mir sitzt; dieser tut das Gleiche und gibt es weiter an seinen Nachbarn. Auf diese Weise bekommt jeder den gleichen Anteil an der Mahlzeit. Man teilt zum Überleben, man schließt Freundschaften bis in den Tod, man schützt und hilft einander. Männer gehen zusammen zur Jagd, Frauen gewinnen Sago oder gehen gemeinsam fischen.

Und wenn der tägliche Nahrungsbedarf für alle gedeckt ist, sitzt man ums Feuer und erzählt Jagdgeschichten. Wie man zum Beispiel einmal ein Wildschwein getötet hat, das so groß war wie ein Haus! Oder ein Krokodil, das so lang war wie der gesamte Fluss breit! Natürlich weiß jeder, dass maßlos übertrieben wird, aber es ist spannend, und das ist alles, was zählt. Manchmal saßen wir auch stundenlang tatenlos herum, schauten umher, beobachteten die Vögel, die über uns hinwegflogen, aßen etwas und sprachen kein Wort.

Um es auf den Punkt zu bringen: Der Unterschied zwischen meinen Welten besteht darin, dass das Leben im Urwald körperlich zwar anstrengender, psychisch für mich aber sehr viel leichter zu ertragen ist. Das Leben in der westlichen Welt dagegen ist körperlich leichter, seelisch aber viel, viel komplizierter.

Es dauerte lange, bis ich das erkannte; erst seit ein paar Jahren sehe ich klar. Nach meiner Ankunft in Europa jedoch litt ich unter einem Kulturschock, der mich zunächst betäubte, dann erdrückte und schließlich in Panik versetzte. Ich musste plötzlich, ohne Vorwarnung, einen seelischen Marathon laufen und hatte doch vorher kaum ein paar Schritte getan. Musste alles neu lernen, denn obwohl ich mich äußerlich nicht von anderen Europäern unterschied, kam ich von einem anderen Planeten, kannte nur schwarz und weiß, war in einem Zeitalter aufgewachsen, das für die meisten Menschen gar nicht mehr existiert. Mit einem der letzten unberührten Urvölker, dessen Kultur in der Steinzeit stecken geblieben war, hatte ich ein Leben gelebt, in dem die Zeit stillstand, abgeschnitten und vergessen von der Außenwelt. Im Verlorenen Tal war ich glücklich – im Rest der Welt fühlte ich mich wie eine Verlorene.

Sie werden sich jetzt sicherlich fragen, wie ein deutsches Mädchen mit deutschen Eltern gerade in diesen so abgelegenen Teil der Erde kommt, zu einem vollkommen unbekanntem Volk? Um das zu erklären, muss ich in der Zeit weit zurückgehen. Zurück zu der Zeit und dem Ort, wo mein Leben begann.